

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 57.

Düsseldorf, 15. September

1917.



Beobachtungs- und Fernsprechposten an der Westfront.

Phot. Paul Wagner.

Weisse Heide.

Eine Novelle aus Friedenszeiten
von Anna Gade.

Sie sahen auf dem Stein eines Hünengrabes. Im Westen säumte ein flammend rotgoldener Streifen den lichtgrünen Horizont. Dort war vor wenigen Augenblicken der glühende Sonnenball versunken. Endlos, in düsterem Purpur, lag vor ihnen die blühende Heide. Und ringsum tiefes Schweigen.

Reglos, mit großen Träumeraugen sah die junge Frau, die Hände um die Knie geschlungen, und sah in unbekannte Fernen.

Verstohlen streiften ab und an die hellen, scharfen Augen des segnigen Afrikaners ihr zur Seite die lichte, feine Gestalt.

Wo weilt Ruth zur Ostens Gedanken in diesem Augenblick? Bei ihrem Manne dort drüben am heimatischen Herd? Wo fern aus dem Eichenhain hervor das Bornsdorfer Herrenhaus lugte?

Er hatte oft während seines Erholungsaufenthaltes auf einem der benachbarten Güter, das regen Verkehr mit Bornsdorf unterhielt, über Ruth zur Osten nachgedacht. Was war's mit dieser Frau? Und ihrer Ehe, die doch so völlig einwandfrei erschien. So schien! Und Ruth von Lassens freie Wahl gewesen war. Wo weilt ihre Seele?

Da kam ihr Blick zurück aus jenen Fernen. Sie sah umher — und lächelte. Entfann sich wohl der Wirklichkeit, daß neben ihr ein alter Bekannter, ein Freund ihres Mannes sah, der sie auf einem ihrer einsamen Spaziergänge durch die blühende Heide getroffen.

Und plötzlich bückte sie sich mit einem leisen Laut der Überraschung. Direkt vor einem ihrer schmalen Wildlederschuhe blühte inmitten der rosa Glöckchen ein voller Büschel weißer Heide.

Ruth zur Osten pflückte die weißen Ranken und ordnete sie zu einem Strauß.

Der Afrikaner brach das Schweigen. „Gnädige Frau, wie doch das Glück Ihnen überall hold ist!“

Vielleicht kennen gnädige Frau auch jene Sage, die sich noch im besonderen an die weiße Heide knüpft: „Das ruhende Einandernichtvergessen können zweier junger Menschentinder, die sich ein paar dieser Blüten schenkten.“

Sie antwortete nicht. Nur in ihren Blick trat plötzlich wieder das Träumen in die Ferne.

„Freilich — ob das mit dem Sichnichtvergessen können beziehungsweise Sichbetommen“, sprach die immer etwas ironisch klingende Stimme des Afrikaners weiter, „in allen Fällen zutrifft — wie damals bei der jungen Prinzessin, der späteren Kaiserin Friedrich — ist damit nicht gesagt. Fraglos gibt es auch Ausnahmen.“

„Sie kennen solche — Ausnahmen?“ Ein leises Vibrieren war in der Stimme der Frau, obgleich ihr Gesicht noch immer das abwesende Lächeln zeigte. Und plötzlich sagte sie: „Sie können so schön erzählen, Baron — nicht wie ein kühlerständiger Kolonialpionier — fast wie ein wirklicher Dichter.“

„Erzählen Sie mir etwas von — weißer Heide! Und wenn's auch etwas Trauriges wäre!“

Da hub der Afrikaner an: „Also — es war einmal — wann, wo, tut ja bei einem Märchen nichts zur Sache — ein schönes, lieb-reizendes Burgfräulein mit einem heißen, stolzen Herzen. Mit einem Herzen so kompliziert und unergründlich, daß sie es selber nicht erkannte. Und es waren zwei schmude, junge Reitersmänner, die gingen viel ein und aus in ihres Vaters Haus und hatten sie beide lieb. Ein jeder auf seine Weise. Schön-Wildtraut aber — so wollen wir sie nennen — spielte ein bißchen mit den Herzen der beiden Reitersmänner. Vielleicht zum Zeitvertreib. Vielleicht, daß sie den einen wahrhaft liebte, — gerade den, der sich in seinem Stolz ihr nicht beugen, ihr seine Gegenliebe nicht zeigen wollte. Denn sie war reich, und er war arm. Vielleicht auch hielt er sie, wie es wenigstens schien, für ein kokettes Prinzchens Turndot.“

So kam's, daß schließlich Schön-Wildtraut aus Troh und Selbst-täuschung dem ungeliebten, ihr willenlos zu Füßen liegenden jungen Ritter ausschließlich ihre Gunst zuwandte.

Und es begab sich, daß einst zur Hochsommerzeit Schön-Wildtraut mit Gefolge durch die rote Heide pilgerte, die meilenweit um ihres Vaters Schloß gebreitet lag. Rings blühten, so weit das Auge reichte, Milliarden rosa Glöckchen. Und plötzlich bückte sich das schöne Schloß-fräulein — vor ihren Füßen stand, inmitten all der roten Ersta, eine schneeweiße Heidestaube, ein Büschel dieser seltenen Wunderblume. Flugs brach sie die weißen Blüten und schmückte damit ihren Gürtel. Glücksheide! Die Blume, die die Herzen auf ewig zusammen-führt! Die konnte sie just brauchen! Denn alle kannten sie die Sage, die einer aus dem Gefolge noch eben vorgelesen. Vielleicht, daß nun das Glück ihr hold war! Daß er sie heimlich um eine Ranke der seltenen Blume bat — denn schenken konnte sie ihm die Blume doch nicht.

Doch nein! Statt dessen war bereits ihr treu ergebener junger Ritter ihr zur Seite, mit leiser Stimme sie um einen Zweig der weißen Heide bittend.

Schön-Wildtraut aber willfahrte ihm trotz aller Gunstbezeugungen nicht! Und ihre Augen irrten zu jenem anderen hin — und jener andere schwieg!

Da nahm Schön-Wildtraut den Strauß der seltenen Glücks-blumen und warf ihn wenig später, hell auflachend, in den rasch strömenden Heidefluß, über dessen Brücke sie just schritten.

Und taum, daß noch die weißen Blüten die Wasserfläche berührt, war etwas Unerwartetes geschehen. War ohne Besinnen hoch über das Brückengeländer ihr treuer Ritter, dem sie die Blumen verlag, den Glücksblüten nachgesprungen, sie für sich herauszuholen.

Schön-Wildtraut aber stand mit blühenden Augen am Ufer und sah dieser Huldigung zu. Was mochte in ihr vorgehen?

Errang sich ihr junger Ritter durch seine Tollkühnheit nun doch ihre Gegenliebe? Mehr konnte sie als Beispiel seiner Ergebenheit doch wahrlich nicht verlangen. Sein Leben setzte er aufs Spiel, um ein paar von ihr fortgeworfener Blumen willen. Freilich — um Blumen, die die Herzen zusammenführten!

Neben ihr aber stand mit unbewegter Miene, hochaufgerichtet, jener andere. Sie fühlte wohl — der wäre nie, obgleich sie wußte, daß er vor Jahresfrist zu grimmer Winterzeit zwei junge Menschen aus eissigen Fluten errettet hatte, um ein paar fortgeworfener Blumen willen dort in die Wellen gesprungen! Auch nicht um jene Blumen, die die Herzen zusammenführten.

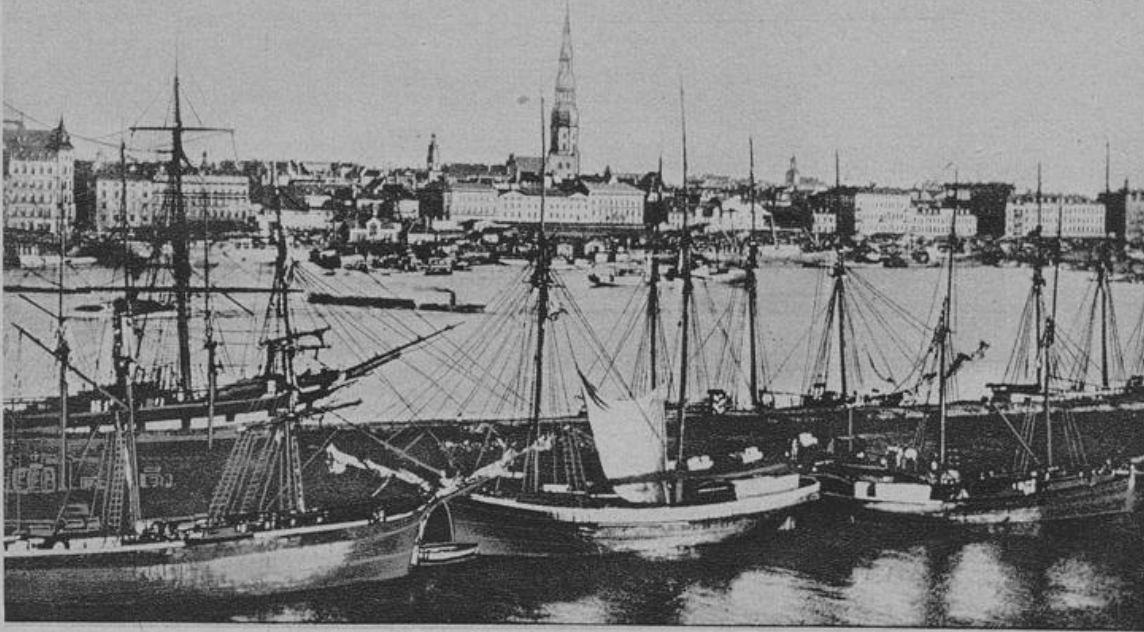
Schon streckte sich die Hand des kühnen Schwimmers nach den weißen Blüten aus — da setzte urplötzlich mit einem gewaltigen Salto ein dunkler Körper in die hochaufsprühenden Fluten — schwamm eilends auf die treibenden Blumen zu und schnappte sie ihm, dicht vor den Augen fort. Mylord, des anderen Neufundländer und unzertrennlicher Begleiter! Der hatte sie, vermullich aus ehrgeizigem Instinkt, für seinen Herrn herausgeholt und sie — zu allgemeinem Gelächter — ihm vor die Füße gelegt.

Schön-Wildtraut aber war erlaßt, als er die Blumen aufhob, um sie mit einem rätselhaften Ausdruck — in ihre Hand zurückzu-legen.

Einen Herzschlag lang ruhte Aug' in Auge — dann tat Schön-Wildtraut etwas Unerwartetes: sie löste eine der weißen Ranken, um sie — an Mylords Halsband zu befestigen. Als Anerkennung für seine Siegerleistung — wie sie sagte —

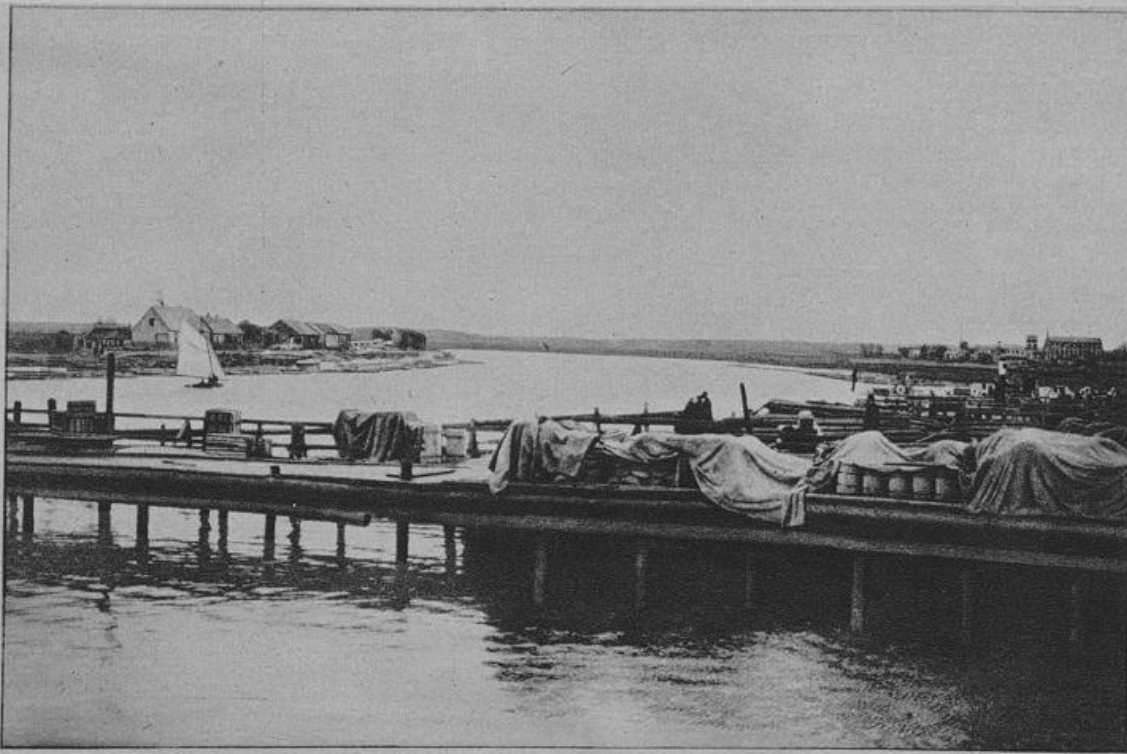
Der Afrikaner machte eine Pause. Ruth zur Osten aber sah noch immer in die Ferne. — „Gnädige Frau, langweile ich Sie auch nicht? Soll ich aufhören mit meinem Märchen — oder wünschen Sie auch den Schluß zu hören?“

Riga in deutschem Besitz.

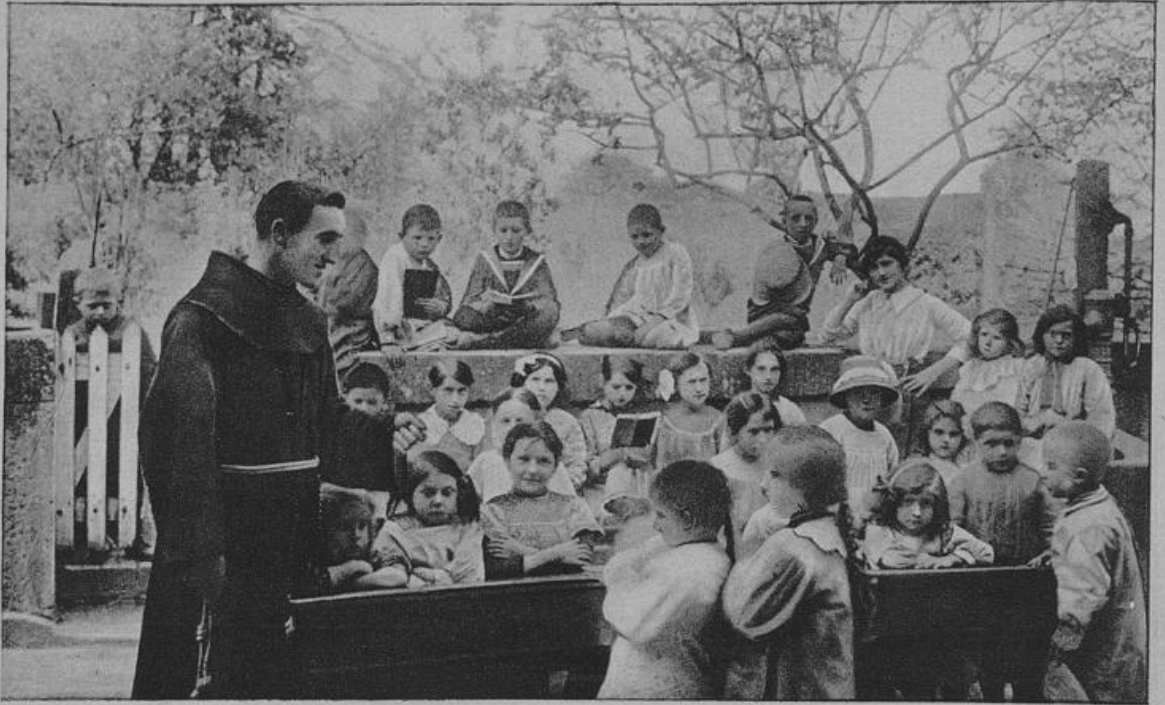


Der deutsche Vormarsch über die Düna: Bild auf Riga vom Flusse aus.

Phot. Verl. Jastr. Ges.



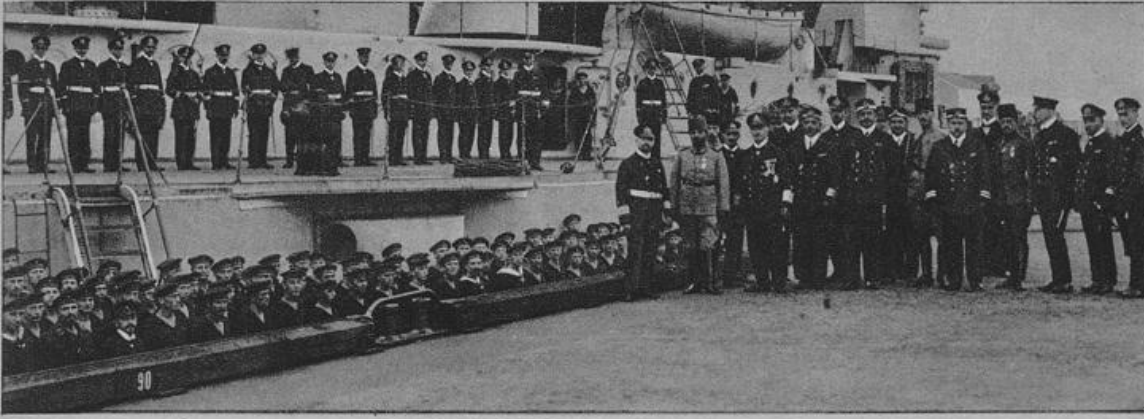
In Kurland: Pfahlbau- und Floßbrücke über die Aa bei Mitau, neben der Eisenbahnbrücke die einzige Verbindung mit Riga auf dem Landwege.



Deutsche Jugendfürsorge im besetzten Frankreich: Ein bayrischer Franziskaner unterrichtet französische Kinder.
 Presse-Photo-Vertrieb Paul Wagner.



Der rumänische Erntesegen unter deutscher Verwaltung: Auszahlung der Wochenlöhne an rumänische Landarbeiter.
 BUFA.



Der türkische Marineminister Djemel Pascha besucht Wilhelmshaven,

Phot. Klopffmann-Schau.

„Ich möchte auch den Schluß hören,“ klang es aus ihrer Ferne zurück.

Und er fuhr fort: „Nun wohl, das Märchen ist auch gleich zu Ende. Und gerade der Schluß, wie sich's gehört, auch noch das Allerschönste. Ein Schluß, in dem sie sich nämlich triegen, in dem's eine Hochzeit gibt! Ein halbes Jahr darauf wehten schon die Fahnen von Schön-Wildtrauts Schloßsinne. Das heißt — sie hatte ihren ergebenen Kavaliere und kühnen Schwimmer doch erhört und ihm ihre weiße Hand gereicht, obschon er sich damals um die Blumen; die die Herzen zusammenführen, umsonst in die Fluten gestürzt.“

Der Afrikaner schwieg.

„Und jener andere?“ — Dunkel klang Ruth zur Ostens Stimme.

„Ach so — jener andere! Verzeihung, gnädige Frau — ich bin doch eine schlechte Schemerazade! Nun, jener andere, der war in den Hintergrund getreten. Viel ist von dem nicht mehr zu erzählen. Als sie, Schön-Wildtraut, damals Hochzeit hielt und ihrem Kavaliere, der in der Zwischenzeit des Kaisers Rod mit dem Landwirts wams vertauschte, auf seine Burg gefolgt war, da wollte jener andere in fernen Landen — er kämpfte mit dort unten in Südwest.“

Als einer der verwegenen. Bis eines Tages auf einem Rekonozierungsritt ihn eine türkische Herero-Lüge erwischte. Drei Tage lag er noch im Lazarett. In hohem Fieber.

Und einmal redete er, während ich an seinem Lager saß — denn jener andere und ich, wir waren Freunde — von einer Frau im fernen Heimatland. Es schien, als habe diese Frau ihm einst sehr wehe getan. Als habe er sie dennoch sehr, sehr lieb gehabt.

Am Abend des dritten Tages winkte mir die Johanniter-Schwester. Der Verwundete sei plötzlich völlig fieberfrei — das Ende nahe bevorstehend. Und er habe nach mir verlangt.

Ich ging hinein zu ihm. Was mochte er wollen? Noch einmal mir die Hand reichen? Geordnet war sonst alles. War in gefunden Tagen für alle Fälle auf Gegenseitigkeit festgelegt.

Ich legte das Ohr an seinen Mund. Die Uhr tette? Nein — die Berolote daran. Gewiß! Ich würde alles in Verwahrung nehmen für seinen Bruder daheim. Das war es nicht? Noch etwas anderes? Ich horchte angeknirscht. Begriff endlich. Aufmachen sollte ich sie. Und was darin lag — es hatte nur für ihn, für niemand weiter Wert — ihm mit ins Grab geben.“

Der Afrikaner wandte sich zu Seite. „Sagten Sie etwas, gnädige Frau?“

Er fuhr dann fort: „Ich drückte ihm die Hand — und tat's. Und was darin lag, war etwas Merkwürdiges — wenigstens für ihn, der aller Sentimentalitäten bar war.“

Es war, Sie mögen es ruhig erfahren, gnädige Frau — er schläft ja im Wüstenland — es war ein kleines Zweiglein weißer Heide“ —

Er schwieg. Und beugte sich dann vor. — „Sie weinen, gnädige Frau? Hat Sie mein Märchen traurig gemacht?“

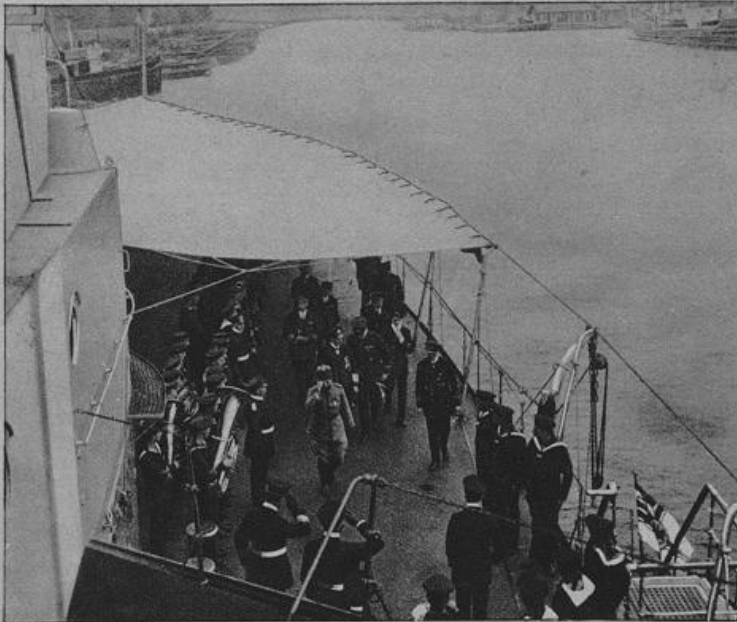
Ruth zur Osten antwortete nicht. Sie hielt den Kopf auf die Knie gepreßt. Ein Schluchzen schüttelte sie.

Dann stand sie plötzlich auf und reichte ihm die Hand. — „Ich — ich danke Ihnen, Herr von Öhren! Und wenn Sie zurückfahren demnächst“ — sie sah an ihm vorüber, dorthin, wo nur ein blasser goldener Streifen den Horizont säumte — „dann —“

„Dann?“ — wiederholte er, und alle Ironie war aus der Stimme gewichen.

„Dann — vielleicht führt Sie Ihr Weg noch einmal wieder an — ein einsames Grab im Wüstenland.“

Und Ruth zur Osten reichte ihm die weißen Blüten des Nimmervergessenkönnens.



Der türkische Marineminister Djemel Pascha in Begleitung des Admirals Scheer an Bord eines deutschen Schiffes.

Phot. Klopffmann-Schau.

Die Erbschaft. Von Ignaz Pauer.

Better Holzinger hatte eine Erbschaft gemacht! — So lautete das Gerücht, das, aus unbekannter Quelle stammend, plötzlich im Kreise der Verwandten aufgetaucht war. Und je weiter diese wohnten und je entfernter sie mit den Holzingers durch Familienbände verknüpft waren, desto ungeheuerlicher wurde die Summe, die diesem Glücklichen in den Schoß gefallen war. Bisher hatte man sich um diese Leute gar nicht gekümmert, man wußte kaum, daß sie überhaupt lebten, noch viel weniger aber, daß man mit ihnen sogar irgendwie verwandt sei. Kaspar Holzinger, ein kleiner Beamter, lebte mit Frau und einer nun neunzehnjährigen, sehr hübschen Tochter in den bescheidensten Verhältnissen, womit er sich aber ganz zufrieden gab, da bisher kein Ereignis eingetreten war, das ihn aus seiner Gemütsruhe zu scheuchen imstande gewesen wäre.

Das sollte aber gründlich anders werden! — Die Familie wurde beim Mittagstische durch einen Besuch überrascht. Eine ungemein große und starke Dame, von einem kleinen, vertrockneten Männchen gefolgt, war eingetreten. Diese Massenansammlung hätte zur Herstellung zweier Grenadiere genügt, und da wäre dann noch hübsch was übrig geblieben. Holzinger war aufgestanden, das aber hätte er nicht tun sollen, denn die Riesin war ihm mit einem Jubelruf um den Hals gefallen und drohte ihn zu zerplittern. Erschrocken stürzte Frau Holzinger hin, sie war keineswegs eifersüchtig, sie wollte nur retten, was von ihrem Gatten vielleicht noch zu retten war.

„Kaspar, kennst du mich nicht mehr?“ schluchzte die Besucherin, während sich ihr Herr Gemahl eine pflichtschuldige Träne der Rührung aus dem Auge wusch. Holzinger schüttelte verneinend den Kopf, mehr vermochte er im Augenblicke nicht.

„Ich bin doch deine Base Kolossea und hier — ein gestifteter Bürstenbehälter und mein Mann — mein teurer Bonaventura! — Der wuschte sich eine zweite Träne der Rührung ab und begann feierlichen Tones: „Gestatten Sie mir, teurer Vetter, Sie zu begrüßen und Ihnen als Zeichen meiner besonderen Hochschätzung ein kleines Andenken zu überreichen.“ Er hatte die mitgebrachte Ledertasche geöffnet und fuhr fort: „Es ist zwar das wertvollste Stück meiner Sammlung, ich trenne mich aber gern davon, um Ihnen, geliebter Vetter, eine kleine Freude zu machen.“ Damit hatte er einen Totenschädel mitten auf den Tisch gelegt, den er den Anwesenden vorstellte: „Schinderhannes!“

Die nächsten Tage brachten drei weitere Besuche, drei Vettern aus verschiedenen Provinzstädten. Sie alle hatten die üble Gewohnheit, beim Sprechen ihrem Gegenüber in den Bauch zu stoßen oder dröhnend auf die Schulter zu schlagen. Kaspar fürchtete, von ihnen zertrümmert zu werden. Auch sie hatten Geschenke mitgebracht. Hat doch jeder in seinem Heim irgendeinen ganz zwecklosen Gegenstand, der ihm überall im Wege ist, und der sich daher vorzüglich zu einem wertvollen Gelegenheitsgeschenk eignet. Wenn man ihren Reden Glauben schenken wollte, mußten sie alle drei in glänzenden Verhältnissen leben. Sie stritten sich fortwährend, zu welcher von ihnen Vetter Holzinger ziehen sollte, wenn er einmal in Pension ging.

Frau Holzinger wurde mit liebevollen Zärtlichkeiten erstickt und Rosa, des Hauses liebliches Töchterlein, geradezu verhätschelt. Die unterhielt sich dabei prächtig und fand für die Eigenheiten der bisher auf der Szene erschienenen Verwandten manches treffende Wort.

Nun aber waren das noch nicht alle, denn plötzlich tauchten drei Tanten aus der Vertiefung auf, die einen Neffen, den sie August nannten, mitschleppten, der als ein Opfer dreier verschiedener Erziehungsmethoden, trotz seiner zwanzig Jahre, einen — sagen wir — kindlichen Eindruck machte. Der unglückselige junge Mann war, wie aus den unverhüllten Andeutungen der drei Tanten hervorging, von ihnen zu Rosas Bräutigam bestimmt worden. Außer diesem gemeinsamen Geschenk hatte noch jede ein besonderes Andenken mitgebracht, eine Garnitur Champagnergläser, womit einem dringenden Bedürf-

nisse im Holzingerschen Haushalte abgeholfen wurde, einen Maltasten und einen silbernen Fliegenfänger.

Rosa war empört, daß man es wagen wollte, über ihre Zukunft zu verfügen, indem man sie an diesen verschüchterten, unbeholfenen Jüngling verschachtete, und manch' spitzige Bemerkung straffe die drei Damen, die darüber mit gegenseitigem, bedeutsamem Augenzwinkern lächelnd quittierten. Das erregte sie noch tiefer, und sie beschloß, sich direkt an den unternehmenden jungen Mann zu wenden, um ihn, wenn möglich, von seinen Absichten abzusprechen.

„Mein Herr,“ trat sie ihm gelegentlich eines Alleinseins, das von allen Seiten begünstigt, leicht herbeigeführt war, entgegen.

Der schüchterne Jüngling errödete bis zu den Fersen. „Was wünschen Sie, Fräulein Rosa?“

„Ich wünsche, daß Sie mich in Ruhe lassen!“

„Ich — Sie?“ — stotterte August.

„Jawohl, Sie wollen mich doch heiraten! — Mich heiraten! — So eine Verrücktheit!“

„Da haben Sie recht, Fräulein!“ — August trock aus seinem Rodtragen, der sein halbes Hinterhaupt barg, heraus. — „Ich denke aber gar nicht an diese Verrücktheit!“

Obwohl das, was August sagte, ihr hätte Erleichterung bringen sollen, gefiel es ihr eigentlich gar nicht. „Sie können mich also nicht leiden?“

„So mein' ich's nicht, Fräulein, nur heiraten! — Sehen Sie, Sie bekommen beim Heiraten doch einen Mann, ich aber müßte eine Frau nehmen, und von den Weibern habe ich genug! — O, Fräulein, wenn Sie die so kennen würden wie ich! — Wohl gefallen Sie mir besser als jede meiner drei Tanten, aber heiraten — nein! —“

Nöschchen war pass. — Nie hätte sie August einer solchen Rede fähig gehalten. Sie bot ihm die Hand. „Daß ich einen Bundesgenossen finde, hätte ich nicht erwartet, mein Herr!“

„Wollen wir uns also feierlich geloben, alle Pläne gegen uns zu vereiteln und nie einander anzugehören.“

„Mit tausend Freuden, Fräulein!“ Und kräftig schlug August in die darbotene Rechte.

Es war großer Verwandtschaftsrat. — „Er tut gar nichts dergleichen von der Erbschaft,“ hatte einer der Vettern gesagt.

„Vielleicht ist's gar nicht wahr.“

„Unmöglich — der Dumme hat's Stüd.“

„Es ist purer Geiz,“ sagte Kolosseas Gatte. „Meine Frau Gemahlin hat dieser Holzinger einen gestifteten Bürstenbehälter und dann ein prachtvolles Bukett überreicht, und die betrachtete es prüfend, ob sie uns nicht einen Salat daraus machen könnte.“

„Aus dem Bürstenbehälter?“

„Nein, aus dem Bukett.“

„Und ich brachte ihnen Champagnergläser, diesen Wint haben sie aber nicht verstanden.“

„Und ich einen Maltasten.“

„Und ich einen silbernen Fliegenfänger.“

„Und ich den Schädel vom Schinderhannes, das wertvollste Stüd meiner Sammlung.“ Der kleine Mann hatte recht, wenn er auch nicht sagte, daß dieser Schädel das einzige Stüd seiner Sammlung war, des außerdem die vortreffliche Eigenschaft hatte, sich allen Verhältnissen anzupassen. Wäre Holzinger ein Dichter gewesen, dann hätte ihn der edle Spender als den Schädel Friedrich Schillers erklärt.

„Und wir wollen diesen Leuten ein glückliches Heim bieten, wenn der Vetter in Pension geht. Aber morgen beim Mittagessen muß er Farbe bekennen. Abermorgen reisen wir ab.“

Beim Mittagessen am nächsten Tage erhob sich einer der Vettern zu einem Trinkspruche. Er feierte die Familie Holzinger in überschwenglichen Worten, sprach von der Liebe aller Anwesenden, der sie in

wertvollen, sichtbaren Zeichen Ausdruck verliehen hatten, erwähnte das große Glück, das der edlen Familie so unerwartet in den Schoß gefallen war, und schloß mit der Mahnung, daß verwandtschaftliche Bande auch gewisse Pflichten auferlegten. Holzinger nickte zustimmend, da er das Wort „verwandtschaftliche Bande“ vernahm, dann dankte er für die erlittene Ehrung, während die drei Tanten von einer glücklichen Zukunft zu sprechen begannen, in der die Freundschaft, mit der sie sich zur Familie Holzinger gefunden hatten, durch einen zarten Ehebund für alle Zeiten gefestigt werden sollte. August und Rosa warfen sich entrüstete Blicke zu, und Vater Holzinger versprach, am nächsten Morgen, vor der Abreise seiner lieben Verwandten, seinen Pflichten nachkommen zu wollen, was mit allseitiger Befriedigung zur Kenntnis genommen wurde.

Und er hielt Wort. Base Koloska erhielt den Malkasten, die drei Vettern die Gläser, den Fliegenfänger und den Bürstenbehälter und die drei Tanten den Totenkopf.

Alle waren auf's tiefste empört und schwuren es sich zu, diese Holzingers künftighin so zu ignorieren, wie sie vor deren sagenhafter Erbschaft getan. Hieran knüpften sie noch allerhand Wünsche, deren

Erfüllung für die Betroffenen die gesundheitschädlichsten Folgen gehabt hätte. Und August wurde von den drei Tanten in die Mitte genommen und ihm unter dem Aufwande der allergefährlichsten Drohungen verboten, je wieder an das dumme Mädel, die Rosa, zu denken.

Und August beeilte sich, dieses Verbot dem dummen Mädel sofort triumphierend mitzuteilen, worauf sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden entspann, in dem die beiderseitigen Versicherungen, sich niemals angehören zu wollen, immer leidenschaftlicher wiederholt wurden. Und als bei Ausbruch des Krieges auch August einberufen wurde, konnte er es sich nicht versagen, auf der Fahrt nach seinem Bestimmungsort einen Absteher zu Rosa zu machen, um sich von ihr zu verabschieden. In seiner Einjährigenuniform sah er ganz prächtig aus, und der Abschied gestaltete sich etwas weilläufig.

Inzwischen baut Vater Holzinger von der ihm zugefallenen Erbschaft ein behäbiges Landhaus, in dem auch auf genügende Wohnräume für ein junges Ehepaar Rücksicht genommen wird.

Wenn ihm nur nichts geschieht, dem August!

Hoffen wir das Beste!

„Stagerrat“. Von Fritz Behrts.

Wir hatten im Gymnasium einen, den hießen sie Ezechiel. Aber er war kein Prophet, sondern er gackte, und es haperte auch sonst in fast allen Fächern bei ihm, sagten die Fachlehrer. Daß er gackte, verband ich damals mit seinem Vornamen. Ich bildete mir ein, wenn er nicht Ezechiel geheißen hätte, sondern etwa Heinrich oder Ludwig oder sonst was glattes, so hätte er auch nicht gestottert.

Und er wäre auch nicht in der Quinta hängen geblieben, sondern vielleicht erst in der Tertia oder der Sekunda.

Aber ein Vornamen ist nun mal Schicksal und das Hängenbleiben auch. In der Geographie kam's zum Klappen. Es war mündliche Prüfung angelegt, und der Rektor wohnte selbst bei. Natürlich ließ der „Geoz“ uns Quintaner die Paraderöffner reiten. Aber er war selbst ein wenig verdattert, weil der Rektor da war. Und so kam es, daß er den Ezechiel die nordischen Meeresteile auffagen ließ. Die nordischen Meeresteile mit ihrer verzwickten Aussprache waren eigentlich die Sache Braufewalds, unseres Klassenrsten. Aber der Geoz hatte sich vertan und den Ezechiel aufgerufen. Rückgängig machen ging nicht mehr, der Ezechiel gackte schon herum in den nordischen Meeresteilen. Beim Finnischen und Bottnischen Meerbusen ging es noch, auch der Kleine und der Große Belt rutschte noch heraus, aber da kam das Kattegat in Sicht. Ganze Silbenscheiben blieben daran hängen, als es der Ezechiel umsegeln wollte. Mit Kattugot und Kattagat fing's an, versuchte sich halbblau durch Kattogot hindurchzuquetschen, er latte-gatterte aber zuletzt doch noch mit einem leichten Gackern glücklich laut und deutlich: das Kattegat. Darauf wollte er sich mit einem Schnaufser setzen. Und ich glaube, der Geoz hätte es ihm auch gegönnt. Aber da griff der Rektor selber ein: „Halt,“ sagte er, „halt mein Lieber, da fehlt noch ein Meeresteil!“

Der Ezechiel wollte erst unschuldig tun. Aber der Rektor und der Geoz ruhten nicht eher, bis sie ihm das fehlende Stagerrat gemeinsam herausgeholt hatten. Sie versuchten es erst milde:

„Nun, mein Sohn, dieser Meeresteil mit dem eigenartigen Namen kann dir doch nicht entfallen sein?“

„Ka—ga—ta—“, drückte der Ezechiel heraus.

„Nein, mit S fäng't's an,“ half der Rektor drauf.

„S—s—s—s—s—s—“

„Nein, mein Junge, mit dem Schah von Persien hat es nichts zu tun,“ meinte der Rektor mit seiner letzten guten Laune.

„Sa—sag—gas—tas—ta...“ Es war jammervoll; die ganze Klasse drückte mit, um dem Ezechiel zu helfen, aus dem Ka und Gas und Sas doch noch zuguterletzt ein Stagerrat herauszupressen. Es ist nicht gelungen. Bei dem armen Ezechiel verwandelte sich das heimtückische Stagerrat in alle denkbaren Mißgestalten, um ihn zu foppen.

„Ja, was bin ich?“

„Skawisax!“ schleuderte Ezechiel mit einem roten Kopf heraus „Ja, was bin ich?“

„Stagerrat!“ schwigte der Ezechiel und wurde blau von der Anstrengung, die Rahe mit der Ratte zu einer friedlichen nordischen Meerbuseneinheit zu verbinden. Es wurde immer schlimmer. Sogar die asiatische Stadt Kaschgar murkste er hinein. Mit einem verzweifelt herausgestohlenen „Stagitrach, Herr Rektor!“ endete er. Und recht belam er, der Ezechiel, es wurde ein Krach. So sehr verhedderte er sich ins Stagerrat, daß er darin hängen blieb, im Stagerrat und in der Quinta. Die Klasse war blamiert, es ging nicht anders. Wir andern segelten mit frischen Winden und ein wenig Mitleid weiter in die Quarta, in die Tertia, die Sekunda und die Prima. Es ist wahr, noch manchen andern hat es unterwegs geschmissen, oder wie wir damals nach dem Ezechielserlebnis sagten: verstagerrat. — Zugrunde aber ist der Ezechiel deshalb noch nicht gegangen. Er ist ein braver und tüchtiger Briefträger geworden. Briefe aus aller Herren Länder hat er ausgetragen, auch solche aus den schwierigsten Stagerraten.

Er hat sie stumm und fehlerlos bestellt. Ich habe ihn manchmal auf seinen Sängen angetroffen.

Wir haben uns freundlich angelächelt und uns erinnerungssooll zugenickt. Aber angesprochen haben wir uns nie. Nur gedacht haben wir beide stets daselbe: „Stagerrat“.

Aber als ich ihm eine Woche nach der großen Seeschlacht wieder begegnete, habe ich das stumme Wort nicht länger ausgehalten. Ich bin auf ihn zugegangen. Auf die alt gewordene Briefträger-schulter habe ich ihm geklopft und ihn leuchtend angesehen:

„Weißt du noch... weißt du noch das Wort, das du bei unserm Geoz nicht behalten konntest?“

„Ja“, sagte er still, „ja, das Stagerrat“.

Er sprach es klar und rein aus. Ein eigentümlich tiefer Klang zitterte darin. Und dann wiederholte er es nochmals:

„Ja, das Stagerrat... ich weiß, ich habe es damals nicht behalten können; jetzt hat es meinen Sohn behalten.“

„Deinen Sohn, Ezechiel?“

„Ja, er war Matrose auf der „Pommern“.

Ich hatte ihm einen fröhlichen Stagerratwitz versehen wollen. Jetzt verging es mir. Ich war so verdattert, wie er beim Geoz damals.

„Was?“ stotterte ich, „deinen Sohn hat es gekostet, das — das Sta — das Stagja —“

„Ja,“ half er mir fast lächelnd und volltönend nach, „ja, das Stagerrat.“

Ich weiß, ich werde das Wort nie wieder so aussprechen hören. Der Schmerz und Stolz des deutschen Vaters hatten es ihm zu einer wundervollen Reinheit aufgelöst.

Bulgaren-Wacht an der Aegaeis.



Blick auf das alte Kastell von Kawalla. Rechts die wohlerhaltenen Bogen der altrömischen Wasserleitung. BUFA



Der Marktplatz von Kawalla mit den Bogen der altrömischen Wasserleitung.

BUFA.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. f. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.